

Übersetzung (Die Art und Weise der Übersetzung wurde in der Zwischenzeit von mehreren Fachleuten gebilligt)

(Aus: Financial Times, engl. Ausgabe vom 03.01.2004)

Blutsbrüder

(von Jonathan Green)

Selbst ein leichtes Zucken oder Zurückweichen würde Schande bedeuten. Sogar wenn er sieht, dass der blitzende Stahl von der Schärfe eines Skalpells ihm zu nahe kommt, weicht er nicht zurück. Sekunden später läuft das Blut an der linken Seite seines Gesichtes herunter, färbt seine Bekleidung rot, bevor es eine Pfütze auf dem Fußboden um seine Füße bildet. Eiskalt bleiben seine Gesichtszüge.

Nur zehn Minuten zuvor waren es die Schweißtropfen, die an seinem Gesicht herunterliefen, als seine Freunde ihn auf die Wagen küssten, um ihm Glück zu wünschen. Auf dieses Glück musste er vertrauen, denn er würde nicht der einzige sein, der möglicherweise eine Narbe für sein weiteres Leben empfangen würde. Nun endet ein anderer Fechtwettkampf – oder Mensur -, gefochten in einer hundertjährigen Tradition, in der alte, genaue Einzelheiten zu beachten sind.

In der Ecke des Zimmers erhebt sich der beißende Geruch von Desinfektionsflüssigkeit aus zwei rostfreien Becken auf dem Boden. Ein Medizinstudent ordnet seine Nadeln, Zangen und Gazetupfer auf dem Tisch. Auf der Fensterbank in der Nähe steht eine Schachtel mit chirurgischen Handschuhen. Im dichten Tabakrauch schwatzen Dutzende von jungen deutschen Männern, alle kurz über zwanzig Jahre alt, und trinken Gothaer Bier aus Flaschen.

Einige sind Mitglieder des Corps Hannovera, einem von zweihundert dieser studentischen Corps in Deutschland. Diese Corps werden von vielen Deutschen kritisiert und gemieden. Man wirft ihnen vor, den schleichenden und schleimigen Einfluss aus der äußersten rechten politischen Ecke weit in die Schaltzentralen der Macht des modernen Deutschlands zu tragen, in die Politik, in die Geschäftswelt, in die Gerichte und in die Ärzteschaft. Die Corps selbst behaupten, dass sie mit diesem Urteil verleumdet würden und bestehen darauf, sie seien politisch neutral. Sie seien lediglich daran bestrebt, in einer allgemein männlichen Art und Weise an Kameradschaft und deutschen Traditionen festzuhalten. Jene ließen sich auf Zeiten aus Epochen von Hunderten von Jahren vor der Nazizeit zurückführen.

Diese Männer entstammen überwiegend der deutschen Oberschicht und tragen einheitliche Kleidung, um ihre treue und tiefe Verbundenheit zu einer studentischen Verbindung zu zeigen. Sie leben zusammen, essen und trinken gemeinsam und preisen in ihren Liedern die Ehre, die Frauen und Deutschland. Und sie fechten gemeinsam. Sie sagen, dass sie das Risiko einer ständigen Entstellung zwar in Kauf nehmen müssten, aber dafür große Vorteile gewinnen würden.

Aus Furcht vor Angriffen haben sie sich entschlossen, ihre Türen der Öffentlichkeit, insbesondere den Medien, nicht zu öffnen. Es bedurfte für mich einer Reise von ungefähr 8.000 km, einem persönlichen Empfehlungsschreiben und trotz aller Anstrengungen hinterher noch den Ablauf von acht Monaten.

Das Duell, dem ich beiwohne, findet auf dem Hause einer anderen Verbindung, dem Corps Brunsviga, statt. Stramm festgezogen auf den schwitzenden Gesichtern der beiden Fechter sitzen schwarze, stählerne Schutzbrillen mit Brillenöffnungen, an denen die Farbe bereits abblättert; diese sind durch Maschennetze geschützt. Die Brillen sind nach zweihundert Jahre alten Entwürfen gefertigt und bedecken auch mit einem stählernen Schutzsteg die Länge der Nase.

Eine fest um den Hals gewickelte baumwollene Bandage beschützt die dort liegende Arterie. Jeder Mann trägt ein Kettenpanzerhemd von sieben Kilogramm Gewicht und Kettenpanzerhandschuhe unter Lederstulpenhandschuhen an der rechten Hand. Der rechte Arm ist durch einen mit Lederpolstern verstärkten Armschutz geschützt.

Das alles soll vor dem Schläger schützen, einem Schwert, das in seiner Art aus dem Rapier und dem Säbel entstanden ist. Dieser Schläger entspricht der Tradition einer europäischen Zweikampfwaffe und ist 86 cm lang und 360 g schwer. Mit ihm werden die beiden Fechter versuchen, sich gegenseitig mehr oder weniger leicht oder schwer zu verletzen und alles beim Gegner zu treffen, was oberhalb der Augenlinie liegt. Auch Schädelhaut, Stirn und Ohren sind dabei zulässige Ziele.

Der Unparteiische, eine ausgeprägte, schmale Persönlichkeit, trinkt noch etwas Bier aus einer Flasche, bevor er laut nach Ruhe verlangt. Die Kämpfer stellen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber und die umherstehenden Gruppen lösen sich auf. Auf der rechten Seite steht ein langer, schlanker Mann mit einem unbändigen blonden Haarschopf. Er verkörpert in seiner Erscheinung den Charakter eines Duellanten deutscher aristokratischer Herkunft. Auf der linken Seite steht ein kleinerer, untersetzter Mann. Beide zeigen unbewegliche Gesichtszüge.

Alte Fotos von finster aussehenden Duellanten mit vernarbten Gesichtern blicken von den Wänden herab, einige der Fotos sind mehr als hundert Jahre alt. Im hinteren Teil des Raumes steht beobachtend ein etwa fünfzig Jahre alter Mann in schwarzer Kleidung. Er hat eine Narbe, die sich in gebogenem Verlauf von knapp unterhalb seiner Nase bis zu seinem Ohr hinzieht. Hier kennt ihn jedermann als den Fechtlehrer – alle hier wurden von ihm bis zu einem gewissen Grade ausgebildet.

Der Aristokrat überragt seinen Gegner in einem Umfang, der entmutigend wirken könnte. Umständlich wird deshalb für den kürzeren Mann ein hölzerner Kasten herbeigeschafft. Er stellt sich darauf, um mit seinem Gegner auf gleicher Höhe fechten zu können. Die Länge eines Schlägers voneinander entfernt, nehmen die Kontrahenten mit gespreizten Beinen gegenüber Aufstellung.

Während des Kampfes bewegt sich nur der rechte Arm. Auf der linken Seite jedes Kämpfers steht eine Gestalt mit einer Fechtmaske, die einen schwarz gepolsterten Schurz trägt. Sie trägt auch einen Kettenpanzer und hat einen Schläger gepackt. Diese Person ist der Sekundant des Duellanten und es ist seine Aufgabe, seinen Kämpfer im Falle einer Unregelmäßigkeit zu beschützen. Einen Treffer unterhalb der Augenlinie anzubringen nennt man „tiefes“ Fechten – das Entsprechende beim Boxen wäre ein Schlag unterhalb der Gürtellinie. Aber eine derartige Handlung würde hier nicht nur einen beschämenden Abbruch zur Folge haben, sondern Schande und Unehre auf Lebenszeit.

Auf der rechten Seite des Kämpfers steht ein weiterer Helfer mit einem Nackenschutz und dem Netzhandschuh eines Fleischers. In seiner Hand trägt er ein gelbes Tuch, welches mit

Desinfektionsflüssigkeit getränkt ist. Nach jedem Gang – der vier Schläge der Klingen andauert – säubert er den Schläger mit Desinfektionsflüssigkeit, um die Gefahr einer Wundinfektion zu verringern. Er achtet ebenso auf Scharten in der Klinge – ein Fehler dabei könnte eine gezackte Schnittwunde zur Folge haben, die schwieriger zu nähen wäre.

„Hoch bitte!“, ruft der Unparteiische. Die Mensur beginnt. Die Schläger werden hoch nach oben gehalten und zeigen zur Decke. Der Schläger des Aristokraten scheint zu zittern. „Hoch!“ erwidern die Sekundanten. Die Duellanten sind bereit. „Los!“ Das Schwirren der Klingen unterbricht die in der Luft liegende Stille. Durch einen ungeschickten Schlag sind die Klingen blockiert, die gepolsterten Arme rudern eine Weile, bevor sie wieder zuschlagen und die Schläge erwidern. Dabei sind die Bewegungen der Klingen so schnell, dass sie beinahe unsichtbar sind.

Ein Gang ist vollendet, die Sekundanten schleudern ihre Schläger hoch, um jeden weiteren Schlag zu verhindern. Die Kämpfer schlucken. Das Tempo steigert sich mit jedem Gang. Von den Lampen an den Wänden werden die Schatten der Klingen an die Zimmerdecke geworfen. Die Klingen bewegen sich innerhalb von Bruchteilen von Sekunden, die Entfernungen betragen nur Millimeter.

Und dann – nur fünf Minuten später – geschieht es. Ein lockerer Angriff, der Fechter überlegt, zögert, zieht sich zurück und erhält eine gnadenlose Quittung. Zunächst ist unklar, ob jemand getroffen wurde. Aber dann wird ein haarfeiner, kleiner Riss sichtbar, der gerade von unterhalb der Schläfe fast bis zur Mitte der Stirn reicht.

Der Kämpfer verharrt unbeweglich, sein Gesicht bleibt maskenhaft ruhig. Dann bildet sich ein gleichförmiger, tieferer Tropfenfluss und rollt hinunter über sein Gesicht. Nach kurzer Zeit ergießt sich aus dem Schnitt Blut und bedeckt seine kalte, stählerne Schutzbrille.

Ein Schrei erhebt sich von den Zuschauern und der Arzt stürmt mit einem Gazetupfer hinzu. „Halt, halt!“ rufen die Sekundanten und der Unparteiische. Der Arzt versorgt die Wunde, indem er sie vorsichtig vernäht in der Erkenntnis, dass die Narbe lebenslang sichtbar bleiben wird.

Das Corps Hannovera besitzt ein eindrucksvolles, altherwürdiges Gebäude von ockerfarbenem Stuck mit einem Türmchen. Es diente als Lazarett für deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg und bietet die Aussicht über die Turmspitzen der Universitätsstadt Göttingen, einer Pflanzstätte der nationalen akademischen Elite. Das Haus zieht viel Aufmerksamkeit auf sich. An der schweren Eingangstüre werden häufiger Hakenkreuze angeschmiert und an den Autos auf dem Parkplatz werden immer wieder die Scheiben zerschlagen.

Ich werde in der großen Halle von Philip Niemann, 21, einem Studenten der Wirtschaftswissenschaften aus Wilhelmshaven, begrüßt. Als Sohn eines hervorragenden deutschen Industriellen ist er zurzeit der Senior des Corps Hannovera. Ebenso wie die anderen Corpsbrüder, denen er vorsteht, spricht er mit amerikanischem Akzent, der Folge eines kostspieligen Austauschjahres, das er in den Vereinigten Staaten verbrachte. Er steht bei einer Büste von Otto von Bismarck, die von den schwarzweißen Bildern der insgesamt 384 toten und lebenden Mitgliedern umgeben ist, welche in geordneten Bahnen an den Wänden längsseits von Gobelins und Schlägern hängen.

Bismarck, der Eiserne Kanzler des 19. Jahrhunderts, stellt ein Bild der Verehrung im Corps Hannovera dar und ist sein berühmtestes Mitglied. Er ist aber nicht der einzige berühmte Student der schlagenden Verbindungen. Kaiser Wilhelm II. war ein berühmter Fechter und Befürworter der studentischen Duelle, indem er behauptete, sie seien „... die beste Erziehung, die ein junger Mann für sein späteres Leben erhalten könne...“.

Karl Marx, der Vater des Kommunismus, war Duellant. Ein kürzlich pensionierter General der deutschen Polizei, eine Vielzahl von Richtern am Obersten Gericht, ehemalige und jetzige Verantwortliche in der deutschen Verwaltung, Wirtschaftsführer bei DaimlerChrysler und dem Telekommunikationsgiganten Mannesmann sind alle „Brüder“.

Bismarcks Geburtstag ist auch der Tag einer Jahresfeier beim Corps Hannovera und sobald das Stiftungsfest – eine Folge von Festen, Trinkgelagen und Feiern – beginnt, bedeutet es auch das Ende des Semesters. Die Männer tragen blaue und rote Schärpen, welche die tiefe und treue Mitgliedschaft zum Corps dokumentieren – aber sie zeigen sie nicht in der Öffentlichkeit: Es würde einem Selbstmord gleichkommen, die Treue zu einem Corps auf dem Campus der Universität zu offenbaren. „Ich trage niemals die Schärpe in der Stadt“, sagt John Philip. „Ich würde entweder in der Gosse oder im Krankenhaus landen.“

Die meisten der Corpsbrüder entstammen „guten“ Familien der deutschen Oberschicht. Eine Duellnarbe – genannt Schmiss – entspricht in Deutschland dem Nachweis auf der Gesichtshaut für Bildung. Üblicherweise wird sie auf der linken Seite getragen, da sie von einem Rechtshänder als gegnerischen Duellanten herrührt. Eine derartige Narbe weist ihren Träger sofort als kultiviert, mutig und männlich aus. Früher wurde dieses Zeichen so hoch geschätzt, so erzählen manche Geschichten, dass Studenten, welche die Narbe nicht im Corps erwerben konnten, sich selbst mit einem Rasiermesser schnitten. Um alles noch deutlicher zu machen, behielten sie die Verwundung für sich und gossen Wein hinein oder nähten ein Pferdehaar in die klaffende Wunde.

In der heutigen Zeit haben sich die Regeln für die Aufnahme ins Corps gegenüber der Zeit vor einem Jahrhundert etwas geändert. Nicht alle, die sich bewerben, werden ins Corps aufgenommen; manche werden als „unpassend“ beurteilt. Neue Mitglieder werden oft durch die Alten Herren, welche Väter, Onkel oder Großväter sind, eingeführt.

Michael Gonel trat auf den Spuren seines Großvaters, Vaters und älteren Bruders in das Corps ein. Zum ersten Male kam er als Jugendlicher auf das Haus. Er hat sich dann entschlossen, einer derart aufrichtigen männlichen Tradition zu folgen, dass sie auf dem Corpshause den Frauen das Betreten des Obergeschosses verbietet. „Wir müssen dort in einer völlig ungezwungenen, offenen Art leben und daher können wir dort keine Frauen gebrauchen, die Türen bleiben ihnen verschlossen.“, sagt Michael. John Philip beendete die drei Jahre dauernde Beziehung zu seiner Freundin, nachdem er eintrat. „Als ich erst einmal ins Corps eingetreten war, hatte ich keine Zeit mehr.“, sagt er ohne Gewissensbisse. „So ist es besser. Wir müssen uns eben außerhalb bemühen, wenn wir eine Frau sehen wollten.“ Es gibt auch noch nicht einmal ein Fernsehgerät auf dem Hause, um Zerstreuung zu bieten.

Die jedes Jahr ins Corps neu Aufgenommenen – „Aktive“ – verbringen einen einjährigen Aufenthalt auf dem Hause, das von den früheren Mitgliedern unterhalten wird. Während einer Stunde täglich wird das Fechten geübt und die Mitglieder müssen sich mit der verschwiegenen Geschichte des Corps vertraut machen. Sie müssen drei Messuren fechten und eine solche Menge von Festen und gesellschaftlichen Ereignissen besuchen, dass einem davon schwindelig werden kann.

Ein neues Mitglied wird ein Fuchs und unterwirft sich der Erziehung durch die älteren Mitglieder. Während einige Eltern entzückt sind, dass ihre Söhne einer familiären Tradition folgen, sind andere entsetzt. Der Corpsbruder der Vergangenheit gehörte zur deutschen, weißen Oberschicht. Aber die Anwesenheit von Sebastian Duong, 22, eines Studenten der Zahnheilkunde, zeigt, dass ein Wechsel stattfindet. Duongs Vater ist ein vietnamesischer Computerprogrammierer, der nach Deutschland auswanderte und eine deutsche Frau heiratete. Als Sebastian ein Mitglied des Corps wurde „... dachten sie, ich wäre bei den Nazis eingetreten“, sagt er. „Ich erzählte meiner Mutter nichts über das Fechten. Sie fand es heraus, doch ich erzählte ihr immer, es sei nicht zu gefährlich.“ Selbst seine „normalen“ Freunde – so sagt er – hielten ihn für verrückt, weil er mit scharfen Klingen fechten würde. Warum also sollte man in eine derartige Organisation überhaupt eintreten? „Ich wollte nicht so sein wie die anderen Studenten, die rauchend in ihren Zimmer hocken und nichts weiter tun“, sagt er. Die Anziehungskraft beruhe auf der kraftvollen Kameradschaft, der Tradition und der lebenslangen Verbindung.

Warum setzt man sie ständig mit den Nazis gleich? Die Geschichte der schlagenden Verbindungen reicht bis in das 15. Jahrhundert zurück, als die Studenten aus Angst vor Räubern gemeinsam bewaffnet zu reisen pflegten. Diese Art und Weise zu leben formalisierte sich mit der Zeit und spaltete sich dann auf. Auf der politisch rechten Seite entstanden die Burschenschaften, eingeständenermaßen politisch und nationalistisch. Die Corps, auf der anderen Seite, waren unpolitisch und gegenüber Rassen und Religionen stärker tolerant – sie interessierten sich mehr an Trinkgelagen und Zweikämpfen als an harten parteipolitischen Erwägungen. Alle Corps nutzten unterschiedliche Farben, um ihre Werte zu bezeichnen. Blau bezeichnet gesellschaftliche und gesellige Werte, Weiß aristokratische, Grün bramarbasierendes Benehmen, Rot Toleranz und Schwarz bezeichnet eine schneidige Fechttradition. Daher weist die Hannovera, mit Blau und Rot in ihren Farben, alle Vorwürfe rechtsgerichteter Tendenzen von sich. „Wir werden aber eben alle über den selben Kamm geschoren“, klagt Sebastian.

Nach der Gründung des Dritten Reiches im Jahre 1933 empfand Adolf Hitler die unverbrüchliche Treue zwischen den Corpsbrüdern als eine Bedrohung. Sie weigerten sich, sich von ihren jüdischen Corpsbrüdern zu trennen, indem sie sagten, eine Mitgliedschaft im Corps gelte für das ganze Leben und die Treue zwischen „Brüdern“ sei unzerbrechlich. Aus diesem Grunde verbot Hitler die Corps. Nach dem Kriege wuchsen sie wieder auf. Heute gibt es allein in Göttingen neben der Hannovera sechs andere, vergleichbare Verbindungen.

Frühere Kämpfer fochten oft bis zum Tode, aber seit den fünfziger Jahren ist niemand mehr durch eine Mensur zu Tode gekommen. „Es ist eben eines jener Dinge, die man durchzustehen hat“, sagt Sebastian. „Es ist fast so, als ob man dort seiner eigenen Furcht ins Auge sieht, man ficht nicht gegen irgendjemand anderen. Die Idee der Mensur besteht darin, dass dich danach nichts mehr im Leben so sehr schrecken kann, was dir auch begegnen mag.“

Daher zieht es den sofortigen Abbruch der Mensur nach sich, wenn man etwa Furcht zeigt oder selbst wenn man auch nur zuckt. Es zweimal hintereinander zu tun, hat sofortigen Ausschluss aus dem Corps zur Folge. Selbst wenn man die Klinge nur für mehr als zwei Sekunden ruhig hält, führt das zum sofortigen Abbruch der Mensur.

Aber die Nerven und die Spannung können nicht unterdrückt werden. Für Philip und Sebastian ist die Zeit gekommen, sich den Anforderungen eines weiteren Niveaus zu stellen. In ihren gleichartigen dunkelgrauen Anzügen erscheinen sie wie zu einer geschäftlichen

Verabredung. Nach noch einigen wenigen kräftigen Übungsschlägen und einem letzten, nervösen Zug an der Zigarette wird Philip zum Kampf die Treppe hinab geführt. „Ich habe einen guten Arzt, weshalb sollte ich mich fürchten?“, erklärt er mit etwas herausforderndem Benehmen.

Dieses Treffen stellt seine zweite Mensur dar, die Möglichkeit, verletzt zu werden, ist größer als beim vorangegangenen Kampf. Bei der ersten Mensur zielen die grundlegenden Schläge zur oberen und linken Seite des Kopfes, beim zweiten Male dürfen die Fechter auch ins Gesicht zielen und beim dritten Male überall hin, soweit es nur eben geht. Philip steht zum Kampf bereit, der Kettenpanzer bildet einen Kontrast zu seinen ledernen Segelschuhen und zu seiner hellen Leinenhose.

Die Klingen klirren. Der erste Gang geht schnell vorüber. Im 18. Gang fällt ein kleiner Haarschopf von Philip auf den Boden. Der Zweikampf wird stärker. Im 22. Gang führt Philip einen starken Schlag seitwärts aus – es ist ein Treffer. Sein Gegenüber macht einen Fehler – er duckt sich. Der Unparteiische gebietet einen Halt und beide Fechter werden aus dem Raum geführt.

Oben im Hause im Zimmer der Hannovera herrscht eine elektrisch geladene Stimmung. Philip hat auf einem Stuhl in der Mitte des Zimmers Platz genommen und lässt es sich mit einem Bier und einer Schachtel Zigaretten gut gehen. Etwas abgewendet sprechen die Corpsbrüder darüber, was sie über Philips Leistungen denken. Dann stimmen sie ab. Vergleichbar den Schilderungen aus dem antiken Rom, wird über ihn entweder mit erhobenen oder gesenkten Daumen geurteilt. Alle strecken vor ihm ihre Daumen in die Höhe und brechen in Gelächter aus. Sein Herausforderer wurde bezwungen und muss nun eine weitere Mensur gegen irgendjemand anderen fechten.

Sebastian ist der nächste. Im 18. Gang versucht sein Gegner, in einer Art von „360 Grad – Windmühlen – Angriff“, der Horizontalquart genannt wird, zurückzuschlagen. Er traut sich nicht mehr alles zu, aber es ist zu spät. Sebastian unternimmt dasselbe bei seiner Erwidern. Die Schläger blitzen, bevor sie in die Ruhestellung zurückkehren. Das Blut des Gegners beginnt zu rinnen, tröpfelt über sein Kettenhemd und durchnässt seine Bekleidung bis auf die Haut. Beide sind entspannt. Man schwelgt weder in Siegeslaune noch im Jammer der Niederlage.

Aber nachdem Sebastian hinaufgeführt worden ist, explodiert die Stimmung. Er wird umarmt und geküsst – die Daumen fliegen ohne weitere Abstimmung hoch. Als ich sage, ich sei der Ansicht, er solle nicht zum Sieger erklärt werden, antwortet ein Corpsbruder: „Nun, sollte der andere Kumpel wirklich einmal versuchen, dich hereinzulegen, dann kannst du es ihm eben mit gleicher Münze heimzahlen.“ Sebastian, der gerade jemand eine lebenslange Narbe zugefügt hat, bereut nichts. „Es ging um ihn oder mich“, sagt er matt. „Ich habe wirklich kein schlechtes Gewissen, weil da einiges passiert ist, was sich beim Fechten nicht gehört.“

Unten im Hause zeigt sich ein ganz anderes Bild. Der Unterlegene lächelt betäubt mit einem Gesicht, das einer blutigen Maske gleicht. Seine Kameraden trösten ihn mit ermutigenden Worten. Dauernd sticht bei ihm der Student der Medizin mit den Nadeln in die Wundränder, der Verwundete zuckt; sein einziges Betäubungsmittel ist eine Flasche Jever Bier. Sebastian kommt zu ihm und gibt ihm eine weitere Flasche. Sie reichen sich die Hände, lächeln und trinken jeder auf des Anderen Gesundheit. „Wir wollen Freunde sein“, sagt Sebastian. Und dann ruft er seine Mutter an um ihr zu sagen, dass bei ihm alles gut verlaufen ist.

Das abendliche Trinkgelage sprengt die Grenzen. Die Mitglieder des Corps trinken Bierjungen, was bedeutet, 1/3 Liter Bier zu trinken ohne das Glas abzusetzen. Später am Abend entfernen sich die Teilnehmer still, um sich in dafür vorgesehene Becken auf der Toilette zu erbrechen. Diese werden „Papst“ genannt, da man sich über sie beugen muss, um eine „Schenkung an die Kirche“ zu erbringen.

Wenige Tage später folgt eine ununterbrochene Folge von Gelagen, Festen, sehr formellen Veranstaltungen und gesellschaftlichen Ereignissen. Die auf einem Mittsommerball in aufwendigen Abendkleidern erschienenen Studentinnen werden dabei mit großer Aufmerksamkeit und schon fast verführerischer Höflichkeit und Eleganz behandelt.

An einem anderen Abend ist als Veranstaltung zu einer Kneipe eingeladen. Männer im Alter von 30 bis 80 Jahren, alle mit Hannoveras Schärpen versehen, sitzen an langen Tischen, um ungeheure Mengen an Bier zu trinken. Trinkspruch folgt auf Trinkspruch. Kerzenleuchter auf den Tischen flimmern über die Gesichtszüge in der Dunkelheit und die auffallenden Narben vergangener Mensuren können manche Geschichten erzählen. Viele der Männer tragen aufwendige Anzüge und halten Zigaretten in ihren gepflegten Händen. Man singt Lieder mit Texten aus grünen Büchern, deren Ecken mit Buckelnägeln versehen sind, damit sie im Bier auf den Tischen nicht feucht werden. Mit funkelnden Augen und einer Narbe vom Kinn bis zur Unterlippe erzählt Michael Eggers von der Anziehungskraft, ein Corps“bruder“ zu sein. Er war General der deutschen Polizei, bevor er kürzlich in den Ruhestand trat. „Wir nehmen nur Ehrenmänner“, sagt er. „Sie lernen die Wahrheit zu sagen und der Gefahr zu trotzen. Und natürlich liebe ich die Frauen, aber ich meine, es ist für alle Männer einmal richtig, wenn sie eine Zeit ohne erotische Schwärmereien erleben. Natürlich trifft man dann später im Corps auch hübsche und wohlherzogene Mädchen aus guter Familie und aus der passenden Gesellschaft.“

Eggers ist nicht verlegen als er gefragt wird, ob Corpsbrüder sich gegenseitig berufliche Vorteile einräumen würden. „Ja, etwas schon“, sagt er aufrichtig. „Aber das geht natürlich nicht immer. Als General der Polizei musste ich mit meinem Staatssekretär zusammenarbeiten, der Corpsbruder war. Trotzdem kamen wir nicht besonders gut miteinander aus.“

Dr. Bernd Bessau, ein Alter Herr aus Emden, meint, dass die innere Notwendigkeit für die Zweikämpfe mit scharfen Waffen fortbestehen würde. „Wenn welche ins Corps eintreten wollen, dann wissen sie, dass sie für ihr weiteres Leben über gute Beziehungen verfügen“, meint er. „Daher brauchen wir ein hohes Anspruchsniveau, um jene Menschen fernzuhalten, die nur wegen der Beziehungen eintreten wollen – aber zugleich auch etwas, das alle Corpsbrüder fest miteinander verbindet.“

Jedoch im Laufe der Zeit und mit den Jahren sieht man immer weniger Mensurnarben, die Vorschriften werden enger und die Zweikämpfe werden immer mehr mit gesundem Menschenverstand beurteilt. Noch vor zehn Jahren war es möglich, dass sich die Fechter das Gesicht verunstalteten und „tief“ fochten: Jetzt geht das nicht mehr. Zudem sind die Corps in Deutschland insgesamt in einer problematischen Lage. „Es ist nicht ganz einfach, in dieser Zeit die passenden Leute zu finden“, meint Eggers. Manche Corps beginnen jetzt mit einer Art von „Ausverkauf“, eine Verbindung hat anstelle des Fechtens lieber den Pferdesport eingeführt.

Es ist sehr anstrengend, stets strikt auf gutes Benehmen zu achten und einen Ehrenstandpunkt zu betonen. Während der fünf Tage, in denen mein Kollege, der Fotograf Simon Roberts und

ich die Zeit beim Corps Hannovera verbrachten, behandelten uns die Corpsbrüder mit äußerster Hochachtung sowie mit jedem Entgegenkommen und allgemeiner Liebenswürdigkeit. Es gab keinerlei Anzeichen irgendeiner Unart – wie etwa von Neigungen zum rechtsextremen Lager, die den Corps vorgeworfen werden – und das Benehmen war nicht anders als in jedem anderen Sportverein und vermutlich weit besser.

Die innere Geschlossenheit, in der sie leben – und ihre Bereitwilligkeit, lebenslang durch Narben gezeichnet zu werden – bringt es mit sich, dass es für sie in Bezug auf Redlichkeit keinerlei Kompromisse geben kann. In der Mitte eines Trinkspiels versuchte Simon einmal, die Hälfte seines Bieres heimlich wegzuschütten. Er wurde erwischt und die Corpsbrüder waren entsetzt. Als er versuchte, die Angelegenheit zu erklären, blickten die Corpsbrüder finster. „Du verstehst das nie, immer betrügst du“, sagte einer.

Das Corps hat seine eigene Form eines Widerstandes gewählt – nicht mit Rockmusik oder Rapmusik, nicht mit Drogen oder dem Befolgen der jeweiligen Moderichtungen, sondern – erstaunlicherweise – durch das Bewahren von Traditionen und das Befolgen von Jahrhunderte alten Verhaltensweisen in Ehre und Stil. Wie Bessau etwas ärgerlich feststellte: „Die Franzosen haben ihre Geschichte, die Briten haben ihre. Warum dürfen wir nicht unsere haben? Natürlich spüren wir die Schatten der Nazizeit, aber warum sollen sie alle anderen Gebiete bei uns überdecken?“

Jene Corpsbrüder, die sich bald im Leben bewähren müssen, haben mehr unmittelbare Interessen. Philip hat nur noch eine Mensur zu schlagen, bevor er ein vollgültiges Corpsmitglied ist. Nach seinem Examen möchte er in einer Bank tätig werden oder sich einem Unternehmen von Kaufleuten anschließen. Er glaubt, dass die geknüpften Beziehungen dann für ihn wichtig werden könnten. „Zunächst werde ich mich bemühen, es aus eigener Kraft zu schaffen. Sollte das nicht klappen, nun, dann werde ich sehen, was das Corps tun kann.“

Sebastian ist inzwischen ebenfalls ein vollgültiger Corpsbruder. Seine Mitgliedschaft gilt lebenslang und jetzt ist er glücklich. Er ist nun ein ganz anderer Mann geworden, aber das hat ihm kein Interesse an Gewaltbereitschaft oder übersteigertem Männlichkeitsgefühl vermittelt: „Ich werde nie wieder irgendein Schwert anfassen.“

Schlussbemerkung:

Die vorstehende Übersetzung stellte ursprünglich ein Rohkonzept dar, wurde aber später durch Dolmetscher überprüft. Eine weitere Überarbeitung erscheint verzichtbar. Bei der Übersetzung wurde versucht, englische idiomatische Ausdrücke in deutsche Redewendungen zu übertragen. Sofern einige wenige Fachausdrücke eindeutig falsch benutzt wurden, ist das zutreffende deutsche Wort eingesetzt (z.B. anstelle „Schwert“ das Wort „Schläger“). Andere Unrichtigkeiten wurden nicht korrigiert (z.B. ist der Chef von Mannesmann nicht Corpsbruder, sondern Corpsstudent, Eggers ist nicht General der Polizei, sondern Ministerialdirigent in vergleichbarer Funktion, Niemanns Vorname lautet nicht Philip sondern Philipp, Gonel heißt richtig Gonell, das Corpshaus war im Zweiten Weltkrieg kein Lazarett sondern ein Kameradschaftsheim, das Corps hat – einschließlich der Verstorbenen – nicht 384 sondern 1492 Mitglieder, Kaiser Wilhelm II. war zwar Corpsstudent, hat aber nicht gefochten, da ihm das durch Hausgesetz verboten war usw. usf.).